Das Jüdische Echo

Bayerische Blätter für die jüdischen Angelegenheiten

Erscheinungszeit: Jeden Freitag. Bezug: Durch die Postanstalten oder den Verlag. — Bezugspreis: Viertelj. M. 1.—, Halbj. M. 2.—, Ganzj. M. 4.—, Einzelnummer 10 Pf. — Verlag „des Jüdischen Echos“: München, Herzog Maxstr. 4. — Redaktion: Norbert Weldler, München-Solln, Erikastraße 6.



Nummer 49 — München / 2. Jahrgang — 10. Dezember 1915

1915	Wochenkalender	(5676) תרעו	
	Dez.	Thevet טבת	ויגש Gottesdienst: Morgens Hauptsyn. $8\frac{1}{2}$ Herzog Rud.-Str. $7\frac{3}{4}$ Sabbath-Ausgang $5.^{07}$
Samstag	11	4	
Sonntag	12	5	
Montag	13	6	
Dienstag	14	7	
Mittwoch	15	8	
Donnerstag	16	9	
Freitag	17	10	Fasttag. Sabbath-Eingang: Haupt-Synagoge $4.^{30}$ Herzog Rud.-Str. $4.^{15}$

Die Notwendigkeit jüdischer Schulen in Polen

Von Ben-Jehoschua.

Der nachstehende Aufsatz rührt aus der Hand eines ostjüdischen Schulmannes, der die jüdische Schulfrage in Polen vom pädagogischen Standpunkt aus behandelt. Diese Seite des Problems wurde unseres Erachtens bisher allzusehr in der Diskussion vernachlässigt. Gerade die Schulfrage sollte nicht bloß nach politischen Maßgaben beurteilt werden. (D. Red.)

Die Einführung der allgemeinen Schulpflicht in Polen rief im dortigen Schulwesen eine große Umwälzung hervor. Die russische Schule verschwand von der Erdoberfläche, an ihre Stelle trat die polnische Schule und die reformbedürftige jüdische Schule (Cheder). Die Polen und sogar einige Juden treten gegen die jüdische Schule auf. Sie lassen sich im Kampfe gegen die jüdische Schule nicht von pädagogischen, sondern hauptsächlich von polnisch-politischen Gründen leiten. Wenn wir Juden für jüdische Schulen eintreten, so sind für uns neben jüdisch-nationalen vor allem erzieherische und patriotische Gründe maßgebend. Wir fragen uns, welche Aufgabe hat jede Schule zu erfüllen und welcher Mittel bedient sich jede Schule, um ihr Ziel zu erreichen. Nur diese Gründe können und dürfen für jeden Bürger eines Staates maßgebend sein, wenn ihm wirklich das Wohl der Jugend und des Staates am Herzen liegt.

Die Erziehung (im engeren Sinne), so lehrt Kerschensteiner und mit ihm die moderne Pädagogik, ist jener Kulturakt einer Gemeinschaft, der bestimmte Kulturgüter (der Religion, der Moral, des Wissens, der Kunst, der Technik, der gesellschaftlichen Sitten und Gebräuche) so an den Zögling heranbringt, daß sie nach Maßgabe seiner Veranlagung in ihm besondere Kulturenergie für die Zwecke der Gemeinschaft auslösen.

Das wesentliche Instrument, dessen sich die Kulturgemeinschaft zur Durchführung der systematischen Erziehung der minderjährigen Mitglieder bedient, ist die öffentliche allgemeine Schule.

Die Schule hat also die Aufgabe, die Kinder zu befähigen, am geistigen und gesellschaftlichen Leben ihrer Zeit teilzunehmen. Wenn sie dieses Ziel erreichen will, so darf sie nicht eine Unterrichtsschule sein, sondern muß eine Erziehungsschule werden. Ihr Unterricht muß erziehend sein. In dem Ausdrucke „erziehender Unterricht“ verbinden wir den Begriff des Unterrichts mit dem der Erziehung. Unter Unterricht versteht man diejenige Wechselwirkung zwischen zwei Menschen, welche vermittelt wird durch ein Drittes, das der eine absichtlich zwischen sich und den andern zur Betrachtung und Bearbeitung gestellt hat, um ihn damit zu beschäftigen. Erziehung dagegen ist der Inbegriff alles dessen, was geschehen muß, um den werdenden Menschen zur Tugend zu bilden. Welcher Mittel bedient sich die Schule, um diese Aufgabe zu erfüllen? Der Lehrer, der auf seine Schüler wirken will, muß bei ihnen Interesse und Stimmung (Einfühlung) erzeugen. Das setzt voraus: Wer auf seine Schüler wirken will, muß sie vor allem kennen oder anders gesprochen: der Lehrer muß den Erfahrungskreis seiner Schüler kennen, damit er die Apperzeptionsstützen weiß, auf die er rechnen kann. Daraus folgern wir: erzogen wird der Schüler nur, wenn der Unterricht so verläuft, daß er festgefügte Vorstellungen in der Seele des Schülers erzeugt, die sich in Bewegung umsetzen, Gefühlswert besitzen und dadurch Willenserregungen auslösen. Was erzeugt in der Seele des Kindes festgefügte Vorstellungen: Freies Lehrgespräch, das Lehrer und Schüler in lebendigen, unterrichtlichen Verkehr miteinander bringt. Dies aber ist nur möglich, wenn sich Lehrer und Schü-

ler verstehen, d. h. **wenn der Lehrer die Sprache der Schüler spricht und sie als Ausgangspunkt seines erziehenden Unterrichts macht,** und ferner **wenn der Lehrer seinen Stoff aus der Interessensphäre seines Schülers holt.** Kann ein Lehrer, der weder die Welt, noch die Sprache seiner Schüler kennt, erziehen? Wie muß das kleine Kind, das in die Schule eintritt, eingeschüchtert werden, wenn seine eigene Kindersprache, in der es mit Vater und Mutter und seinen Spielgenossen zu plaudern gewohnt ist, als unwürdig zurückgewiesen wird! Wie muß es das Kind schmerzen, wenn andere Schüler Fortschritte machen, nur, weil sie den Unterricht verstehen, während es zurückbleibt und zwar nur deshalb, weil es weder den Lehrer noch seinen Mitschüler versteht. Es sitzt in der Klasse, hört zu, fängt nur hie und da ein Wort auf, seine Fortschritte sind verschwindend gering, für den Unterricht ist es ein Ballast. Und seine Mitschüler, die die Ursachen seines Zurückbleibens nicht verstehen, lachen es aus. Die einzige Rache dieses Schülers ist Haß, er haßt den Lehrer, den Schüler, die Schule. So erzieht man nicht zur Tugend, sondern zu Neid und Mißgunst, Haß und Unfriede.

Außerdem ist in einer polnischen, wie auch in einer deutschen Simultanschule die Entstehung eines gemeinsamen Vorstellungskreises gehemmt, sogar unmöglich. Wie nahe liegen einem christlichen Schüler die christlichen Feiertage, die Kirche usw., wie fremd und wie wenigsagend sind sie dagegen einem jüdischen Schüler! Die Schulbücher berücksichtigen dieses Interesse der Schüler und es sind z. B. fast 50 Prozent aller Erzählungen in polnischen Lesebüchern religiösen oder historisch-religiösen Inhaltes (ich sehe ganz ab von antisemitischen Lesestücken, z. B. Lesestück 173 im Lesebuch für die dritte Volksschulklasse). Der jüdische Schüler sitzt in einer Schule, deren Sprache er nicht versteht. Naturgemäß ist sein Interesse für das Gelesene oder Erzählte gering, während seine Mitschüler sich für das Gelesene und Erzählte begeistern. Will sich aber der Lehrer dem jüdischen Schüler widmen, so vernachlässigt er die nichtjüdischen Schüler. Und das nationale Verschmelzen (denn das beabsichtigt doch die polnische oder deutsche Schule) gelingt nicht.*) Denn erfahrungsgemäß hängt die sich in der Minderheit befindende Nation um so zäher an ihren nationalen und kulturellen Eigentümlichkeiten, je mehr man ihr dieselben zu entreißen trachtet. Das Elternhaus ist inbezug auf die Individualität, von der die nationalen Eigentümlichkeiten einen wichtigen Teil bilden, viel einflußreicher als die Schule, weil dort auf den einzelnen Zögling, hier auf die Masse eingewirkt wird. Im Streite um die Seele des Kindes siegt immer das Elternhaus, nicht die Schule. Das Elternhaus untergräbt die Autorität der Schule. Wenn die Schule aber erziehen will, so muß sie auf die Sicherung ihrer Autorität bedacht sein, sie kann dies aber nicht zuwege bringen, wenn nicht die Faktoren, die an ihrer Autorität mitinteressiert sind, ihr von ihrer eigenen Autorität leihen. Dieser mitinteressierte Faktor ist das Elternhaus. Das Interesse des Elternhauses an der Schule beruht darauf, daß das Haus einen Teil seiner Aufgaben an die Schule überlassen hat. Welches Interesse aber kann ein Jude an einer Schule haben, die ihm sein Kind entfremdet, die seine Sprache verspottet, die seine Sitten und Gebräuche auslacht, die an seinem Samstag ihm das Kind wegnimmt d. h. seine Feiertage entweiht, die oft den groß nennt und verehren heißt, den die jüdische Geschichte zum Unterdrücker und Verfolger stempelt. Kann das Elternhaus Interesse an einer Schule haben, von der es weiß, daß ihre Lehrer Kampf gegen Juden predigen (vergl. Galizien, Russisch-Polen), kann ein Schüler den Lehrer als Autorität anerkennen, seine Worte beherzigen, von dem die Eltern erzählen, daß er in Wort und Tat Boykott gegen die Juden predigt?

*) Vergleiche die Schulen in Posen.

Aus all diesen Gründen müssen wir vom pädagogischen Standpunkt für die jüdische Schule eintreten.

Es liegt aber auch im Interesse Deutschlands und Österreichs, jüdische Schulen zu gründen und zwar vom Standpunkte der Staatsinteressen.

Wir wissen, neben dem Elternhause hat auch der Staat Interesse an der Schule, weil der Schüler zum Staatsbürger erzogen werden soll. Der schulentlassene Knabe wächst zum tätigen Staatsbürger heran. Die Schule muß und soll ihren Zöglingen den Staat als den größten Wohltäter, als Beschützer jeder individuellen Tätigkeit, ja des ganzen Daseins kennen lernen. Die Schule muß den Staat anerkennen und lieben lehren als die Zusammenfassung und wirkende Erscheinung auch des eigenen Volkstums. Dieser Aufgabe kann nur die nationale Schule gerecht werden. Denn eine Schule, die ihre Zöglinge dem elterlichen Hause und Geiste entfremdet, lehrt zugleich die Schüler allmählich den Staat hassen, der diese Schule geschaffen oder gutgeheißen hat. So kann die fremdnationale Schule weder erziehen noch unterrichten, sondern in den Schülern und Eltern nur Haß gegen den Staat säen.

Diese eben angeführten Motive zwingen uns, eine jüdisch-nationale Volksschule mit jüdischer Unterrichtssprache zu verlangen.

Wie wir uns diese Schule denken, welcher Raum den beiden Landessprachen, der polnischen und deutschen, wie auch unserer zweiten nationalen Sprache, dem Hebräischen, gewährt werden soll, darüber ein anders Mal.

Prof. Dr. Salomon Schechter

Wiederum hat der Tod eine große Lücke unter den Geistesheroen der jüdischen Welt gerissen. Der Rektor des Jüdisch-Theologischen Seminars zu New-York, Prof. Dr. **Salomon Schechter**, ist am 20. November im Alter von 68 Jahren verschieden. Sein Lebenslauf sei hier kurz skizziert: Geboren im Jahre 1847 in Focsani in Rumänien als Sohn eines Schochet (daher der Name „Schechter"), besuchte er zunächst die Schulen seiner Heimat und siedelte später nach Wien über, wo er bei Weiß und Friedmann theologischen Studien oblag. Nachdem er in Wien bereits das Rabbinerdiplom erworben, übersiedelte er nach Berlin, um hier an der Universität sowie bei Dr. Israel Lewy Vorlesungen zu hören. Hier lernte er den Neffen Montefiores, Claude M., kennen, der ihn 1882 als Hauslehrer für Hebräisch engagierte; in dieser Stellung fand er Muße, seine ersten literarischen Arbeiten fertig zu stellen. 1892 erfolgte seine Wahl als Professor für Talmud an der Universität Cambridge; in der Folge hielt er auch Vorlesungen in Manchester, London und Phila-

delphia. 1901 wurde er zum Leiter des konservativen New-Yorker Rabbinerseminars berufen, wo er eine segensreiche Tätigkeit entwickelte. Viele Ehrungen wurden ihm von europäischen und amerikanischen wissenschaftlichen Korporationen zuteil, doch stets blieb er der bescheidene Gelehrte, der einfache Jude. Seiner konservativen Anschauung blieb er stets treu und wenn eine Zeitschrift anläßlich eines Nachrufes ihn einen Anhänger der liberalen Richtung nannte, so entspricht dies wohl nicht den Tatsachen.

Wissenschaftlich hat Schechter zeitlebens Großes geleistet. 1885 veröffentlichte er seine erste Arbeit: „Studien über den Talmud", 1887 erschien sein Werk: „Aboth de Rabbi Nathan", später zahllose Beiträge in den verschiedensten Revüen und Monatsschriften. Ein Stipendium für eine italienische Reise ermöglichte ihm das Studium alter Handschriften in italienischen Bibliotheken; verschiedene Werke bilden das Resultat dieser Reise. Auf Reisen nach Palästina und Ägypten fand er viele handschriftliche Schätze, welche ihm Gelegenheit zu einer Anzahl wissenschaftlicher Arbeiten gaben. Das Buch „Die Weisheit des Ben Sirach" (1877) dürfte das interessanteste Ergebnis der Forschungsreisen bilden. Sch. war bis an sein Ende stets literarisch tätig und sein Nachlaß wird uns noch manches Schöne bringen. In Amerika tat er sein Bestes für die Kräftigung des Judentums, wobei er die nationale und religiöse Seite gleicherweise berücksichtigte.

Am letzten zionistischen Kongreß in Wien war er einer der Beisitzer im Präsidium, wo seine markante Erscheinung besonders hervortrat. Möchte seine einmal an die Zionisten gerichtete Mahnung: „Erobert Palästina nicht nur den Juden, erobert es dem Judentum" bei diesen die richtige Würdigung finden. J. F.

Epilog zu einem neuen Buche

Von Siegfried Schmitz, Wien.

„J. L. Perez: Die Nacht auf dem alten Markt. Ein Spiel in vier Akten. Nach dem Jüdischen von Hugo Zuckermann. Wien, 1915. Verlegt bei R. Löwit." In Rot und Schwarz leuchten diese Titelworte aus blendendweißem goldrandumfaßtem Pergament. Und vor trauerndem Auge steigen Schatten lieben und nun so wehen Gedenkens empor. Als dieses Buch noch kein Buch war — fünf Jahre sind seitdem vergangen —, trug es auf dem Manuskriptblatte des Titels ein paar Verse, welche schweren Jasminduft in Rhythmen gewandelt hatten. Der Übersetzer hatte sie gleichsam als Siegel dem Werke aufgeprägt. Er durfte es; denn er konnte es: ihm ward die Gabe verliehen alles rein und rhythmisch aufzulösen; das Gewöhnliche wie das Gegliedertste; das Niedrige und das Höchste. Und er wußte es nicht; denn er tat es. Hugo Zuckermann übertrug Jehuda Leib Perez' Spiel aus dem Jüdischen in sich. Perez las die Übertragung und sagte sinnend: „Das ist nicht mein Werk; aber es ist das Gleiche; nur anders, anders — — und schön!" Und der, dessen Schöpfung diese Worte galten, fragte, — seine kinderklaren Augen wurden schreckhaft dunkel als hätte er Böses getan —: „Ich habe wohl sehr viel mißverstanden in diesem Gedicht?" Denn er wußte nicht, daß er, der das Jüdische nur mühsam las, es besser beherrschte als alle Dichter dieses Idioms, weil ihm — das Jüdische im Jüdischen erklang. —

Deshalb wohl hat sich Hugo Zuckermann von Perez' Spiel „Die Nacht auf dem alten Markt" seltam mächtig angezogen gefühlt. Denn das phantastische Durcheinander dieser Szenen durchdringt ein Sinn: die sinnlich-übersinnliche Sehnsucht nach einem schrankenlosen absoluten Eins, welches jenseits alles Seins des Tages ist: der Sinn des Judentums. Ihn hat Hugo Zuckermann gelebt, Jizchok Leib Perez zu Dichtwerken geformt. Für Perez war der stete Zwiespalt zwischen jenem unbedingten Sinn des Judentums und seinem bedingten Sein die Triebkraft steten Dichterringens; ihm verdankt die jüdische Dichtung die herrlichen Erzählungen, in welchen die große Seele der Armen im Geiste sich offenbart und die Sphärenmusik ertönt zum einförmig lächerlichen Spiel eines Baßgeigers; Perez enthüllte der jüdischen Dichtung die Jenseitsherrlichkeiten des Chassidismus — die oft erst jenseits dessen, was der Chassidismus ist, erstehen —, er formte den jüdischen Sinn des Chassidismus in vielen geradezu übersinnlich schönen Legenden, von denen der Legende „Die drei Geschenke" gedacht sei, und in seinem reifsten Werke, dem Drama „Die goldene Kette". Hart an die Grenzen von Dichtung und Mysterium aber, dorthin, wo Gestalten und Schatten in eins verfließen, wo Tat und Schicksal, Sein und Spiel, Sinn und Symbol schwer zu scheiden sind, wo aber auch das Lächerliche neben dem Erhabenen wohnt, führt Perez' Alterswerk, das Spiel „Die Nacht auf dem alten Markt". Einen Hochzeitsnarren läßt der Dichter vor dem träumenden Auge des „Wanderers" zum Herrn der Nacht werden, die er in den Tag erstrecken, deren schattenhaftes Sein er zur Wirklichkeit formen will. Doch das Licht des Tages, da „Gott erwacht", macht sein Tun eitel, der „alte Markt" kehrt zu seiner einförmigen Lebenswirklichkeit zurück und der Traum des „Wanderers" ist Spiel geblieben. Nur

„Die Sehnsucht spannt
Die bebenden Schwingen.
Ins lauschende Land
Zieht ein Klingen,
Als wollt' ein Geheimnis
Ans Licht sich ringen."

Hier sind die Grenzen der Kraft Perez'. Sein „Narr", der mit den Worten „Der Tod ist abgeschafft" an das Mächtigste rührt, was die Menschen, was ein Volk, das leben will, ergreift, entpuppt sich, bei Tageslicht besehen, als ein lichtscheuer Trunkenbold, den nur eine „Sehnsucht" zum Verkünder eines neuen Seins gemacht hat. Den Zwiespalt zwischen Relativem und Absolutem des Judentums hat Perez nie überwinden können; stets trieb es ihn dazu, hier das Verbindende zu finden; doch fast immer tritt in seinen Dichtungen jenes Zwiespältige kraß zutage, aufgedeckt von einer analytischen Denkmacht. Hier scheidet sich der Denkende vom Dichter, der Sehende vom Seher. Aus der dunklen Empfindung heraus, daß an dieser Stelle etwas Wesensfremdes zwischen ihnen sei, hat des Dichters Übersetzer die Verse auf das Manuskript gesetzt, welche das Beklemmende schweren Blumenduftes atmen:

„Nachtviolen,
Den schlummerlosen
Dämmern entkeimt —
Aber verstohlen
Nicken verträumt
Purpurne Rosen . . ."

Denn Hugo Zuckermann war ein Seher. Perez aber sagte einmal in einer seiner seltenen Stunden, da ein Mensch dem anderen tiefstes Wünschen offenbart: „Wenn einmal auf einer der Höhen von Jerusalem ein mächtiger bogendurchweiteter Ruhmestempel Israels sich erhebt, dann möchte ich, daß irgendwo darin ein Denkstein stehen darf mit der Inschrift: „Jizchok Leib Perez war ein jüdischer Dichter." — — — — — —

Beide, Perez und Hugo Zuckermann sind in diesem Jahre des Grauens uns entrißen worden. Der eine starb, der andere wurde gefällt von der Gewalt dessen, was wir Krieg nennen. Perez, der fast fünfundsechzig Jahre gesehen hatte, schloß seine klugen Augen, die viel geschaut hatten, die ein stetes Denken des Geschauten wiederspiegelten, zu langem Schlaf; klug war auch stets sein Wort, klug waren seine Werke. Dem, der sich in sie hineinlesen kann, begegnet aber immer noch eines: ein Ringen, oft schmerzvoll, um den reinsten dichterischen Sinn, der Lösung von der Gebundenheit. Es endete erst mit dem Ende des Dichters. Vollendet hat er es nicht. Er war ein Kämpfer um ein Heiligtum, das er sich geben wollte und seinem Volke. Und in diesem Kampfe regte sein starker Geist, eine zum harmonischen strebende Geistigkeit, mächtige Schwingen und schenkte anderen so viel . . . Perez liebte die Musik; sie war ein starkes Mittel in seinem Dichterringen um das Unmittelbare. Ihre geheimsten Wege zum Menschensinn und zum Sinnbild des Göttlichen hat er erforscht. Und gab so dem Volke das Verstehen des Sinnes der jüdischen Musik. Und einmal, da wuchs sie in seinem Werke ins Unendliche; da war er ihrem Rhythmus genaht: „Die Nacht auf dem alten Markt" läßt etwas ahnen, das die gewaltige Unendlichkeit des Glockentones ausdrückt. Und aus diesem Sinn heraus ist diesem Werke des Dichters eine Sprache geworden, welche reinsten Rhythmus atmet. Niemals vorher hatte das Jüdische seinen rhythmischen Ausdruck gefunden, so musikalisch die Sprache auch ist. Hier klingt er mächtig durch Zeit und Raum. Ist es der Klang einer neuen Zeit? Perez hat sie nicht mehr erlebt. Hätte er sie erleben können? Können wir es? Jetzt, morgen, bald? — — — — — —

Was Perez fand, da ihn das heilige Rufen zur höchsten Kraft seines Dichterkampfes spornte, das hatte eine gütige Macht dem verliehen, der das Werk Perez' in deutsches Gewand übertrug und ihm in dieser Form neue, geradezu verklärte Töne gab. Hugo Zuckermann schuf aus dem Rhythmus des Perez'schen Werkes den Gesang, aus dem Kampf den Sieg, aus der Frage die Antwort. Denn Hugo Zuckermann war ein Vollendeter, eine Erfüllung.

Ist es wahr, daß sie Dich, Hugo Zuckermann, im letzten Eiseswinter begraben haben? Es muß wohl so sein; sie sagen es und Du antwortest nicht. Sie aber wissen nicht, daß sie sich, ihre Zukunft, in die Erde gesenkt haben . . . In Worten des Gedenkens, die Martin Buber dem Buche „Die Nacht auf dem alten Markt" vorsetzte, heißt es: „Perez, der Dichter, zeigt auf seine Gestalten und will entschwinden; aber neben diesen Gestalten, noch erdenschwer und doch fast schon Gestalt wie sie, steht dieser junge Mensch, den ich gekannt und geliebt habe, Hugo Zuckermann, ganz still, ganz gelöst, und wartet, daß er zum Sinnbild werde." Hugo Zuckermann ist Sinnbild und Erfüllung zugleich; er ist das Unmittelbare, das Erlösende unseres Seins, das Unmittelbare, welches erstehen muß, damit der Sinn des Judentums wieder erstehe. Und er ward hingestreckt durch das Schwert des Krieges, jung und geliebt von allen, die er verjüngte, da er sie liebte . . . Er sagte einmal, als drohende Ereignisse vor ein paar Jahren Anlaß gaben von Krieges Wert und Unwert zu sprechen: „Ich liebe den Krieg um seiner selbst willen." Dieses Wort entwaffnete jeden Einwand; denn es war unmittelbares Empfinden in seiner reinsten Gänze. Nur aus ihm heraus konnte Hugo Zuckermann schon ein paar Jahre vor dem Kriege das Gedicht erleben, welches seinen Namen in alle deutschen Lande trug, das „Österreichische Reiterlied". Einer von jenen Geisteskülpern, welche gegen Taglohn den Sinn der Geschichte oder den Sinn der Kunst, hundertliterweise — oder besser hundertzeilenweise — verzapfen, nannte das Gedicht neulich ungefähr „das Stärkste, was dieser Krieg in der Dichtung hervorgebracht hat". Nein, Kehrichtmann des Weltgeschehens! Dieser Krieg hat das Gedicht nicht hervorgebracht; wohl aber hätte dieses Gedicht, wäre sein schrankenloses, an keine Zeit und keinen Raum gebundenes Fühlen in eine Gemeinschaft, in ein Volk geraten, das voll fühlen kann, einen Krieg hervorrufen können. Einmal haben Prophetenworte den Kampf und die Kraft eines Volkes gestählt; vielleicht wird es wieder einmal sein. Heute aber — ist Hugo Zukermann von uns gegangen.

Er war Dichter in des Wortes höchstem Sinne. Denn ihm taten sich unmittelbar alle Zusammenhänge des Seins auf, die andere kaum durch des Denkens reichste Arbeit erschließen konnten. Als Hugo Zuckermann einmal bei einer Übersiedelung seinen Hausrat ordnete, bestand seine Bibliothek — aus einer Miniaturausgabe der Schiller'schen „Jungfrau von Orleans". — — Als er einmal einen improvisierten Vortrag hielt, war er es, der als erster die wichtige Erkenntnis aussprach, daß Nationalitäten, welche ausschließlich Städte bewohnen, dem Untergange geweiht seien und daß bei der gegenwärtigen Wirtschaftsordnung in sogenannten gemischtsprachigen Gebieten auf die Dauer nur die Nation die herrschende sei, welche das flache Land besitze. Wunderbar waren die Wege der intuitiven Unmittelbarkeit Hugo Zuckermanns, mit welcher sich die Gabe einer stetig formenden Vorstellung verband. So wurde ihm alles Erleben zum Gedicht und jedes Gedicht zum Erleben, jedes Gebilde zum Bild, jeder Ton zur Musik. Hugo Zuckermann beherrschte keine fremde Sprache, aber fast jede Sprache ließ ihn ihre tiefsten Geheimklänge hören. So durfte er das „Hohe Lied" übertragen, weil er den Ursinn des Gesanges fühlte, dessen Worte er nicht verstand. Musik und Rhythmus gaben ihm, der kein Instrument spielte, aber ungewöhnlich musikalisch war, in seiner Dichtung stets die schönste Form des Ausdrucks. Hier seien die Verse aus der „Nacht auf dem alten Markt" wiedergegeben, die im Original ein Betermurmeln, in der Übertragung den Weltenklang völlig gelösten Gebetes in sich tragen:

„Send' Schlaf auf uns're Brauen,
Laß uns im stillen Traum
All' deine Himmel schauen,
Gott überm Weltenraum!
Nimm zu dir unsre Seelen,
Die, wolkenüberdeckt,
Der Allmacht sich vermählen,
Bis uns der Morgen weckt."

Hugo Zuckermann, dessen Wort, dessen Denken, Dichten und Tun stetes Vollerleben und reichstes Formen war, erlebte darum am stärksten sein Volk, und lebte das Judentum. Er war der Jude der Erfüllung, weil er es unmittelbar war, unberührt und unbeirrt von allen Zerrissenheiten der jüdischen Galuthgegenwart; er knüpfte aber auch an keine Tradition an; denn er hatte sie nie gekannt. Seine helle Judenseele aber bahnte dem, der Hugo Zuckermann jüdisches Erleben sah, Wege zu neuem Leben. Sie knüpften dort an, wo die künftige Vollendung liegt. So ist Hugo Zuckermann ihr Sinnbild. Denn er lebte rein und frei, mit Liebe fühlend und darum allgeliebt. Er war kein „Führer", als den ihn jetzt die kleinen Ausbeuterlein ihres unverschuldeten Zeitgenossentums zu etikettieren belieben. Denn Hugo Zuckermann wußte nicht um das Leben, das er spendete, dadurch daß er lebte. Er, der beste Freund, der liebste Kamerad, kannte nie die Macht, den Zauber, der von ihm ausging. Und was er schuf, war kein neuer Weg, es war das neue Lied, das auf dem neuen Wege gesungen werden wird. Er aber wird ihn — ach — nicht mehr beschreiten, den Weg welchen sein reicher Geist hundertmal freudig gegangen war und immer wieder gegangen wäre. Hugo Zuckermann ward gefällt auf dem „Rachezug nach Kischenew". Das war in s e i n e m Sinn, in s e i n e m starken Fühlen dieser Krieg. Was hier Wirklichkeit, was Symbol, Dichtung ist, das kann nicht entschieden werden. Eines aber ist gewiß: Hugo Zuckermann fühlt das, was er sagte, voll und ganz und sagte mit wunderbarer klangvoller Stimme, was er fühlte. Denn er war der wahrste, reinste Mensch und der reichste, freieste Jude. Das Unbedingte seines Wesens hatte ihm dieses Glück gegeben und uns das Glück, eine Verheißung erfüllt zu sehen. Wir aber mußten sie begraben; deshalb weint unsere Seele; doch in ewig liebendem Gedenken lächelt sie glücklich, bereit fortzuleben bis zur Erfüllung, die uns Hugo Zuckermanns Leben, Liebe und Tod ahnen läßt. — — — — — — —

Was Perez' Dichtergeist stetig neu erringen wollte und Hugo Zuckermanns Lebensgedicht durchklingt, davon gibt jenes neue Buch, das alttraute, einen Schimmer des Erkennens. Darum ist es gut, daß es uns gegeben wurde. Es prangt in schönem Gewande, in das es Pietät gegen zwei Verstorbene gehüllt. Die Art der Ausgabe hat ihr im Vorhinein nur einen kleinen Kreis von Verstehenden zugewiesen. Galuthschicksal. Vielleicht kommt die Zeit der Erfüllung, da das ganze Volk sich nimmt, was sein ist, was Perez' schauendes Auge uns allen enthüllte und Hugo Zuckermanns liebevoller Seherblick in seinem kurzen guten Leben — mir erfüllte: die Freude, u n s e r Leben u n b e d i n g t zu leben — — — — — — — — — —

Zeitungs-Echo

In der Zeitschrift **„Das neue Deutschland"** veröffentlicht der Herausgeber Dr. A. G r a b o w s k y einen Aufsatz über das polnische Problem. Der Verfasser, der die Verhältnisse Polens durch einen längeren Aufenthalt im Lande näher kennen gelernt hat, gelangt zu den folgenden Ergebnissen:

Wir müssen gegenüber den Polen weitherzig sein, obwohl wir uns nicht darüber täuschen dürfen, daß sie letzten Endes alle nur e i n Ideal kennen: die Wiederaufrichtung des polnischen Reiches. Für alle Parteien, von den Realisten über die Fortschrittler und Nationaldemokraten bis hin zur polnischen sozialistischen Partei — der sogenannten P. P. S. —, mit der einzigen Ausnahme der bedeutungslosen Marxisten, steht die Sehnsucht hiernach im Vordergrund oder besser im Hintergrund, denn alle Handlungen der Polen werden schließlich von dieser Sehnsucht bestimmt. Aber es wäre nicht schwer, Weitherzigkeit zu üben, wenn dies polnische Ideal überhaupt nicht vorhanden wäre; ein Verdienst wird die Weitherzigkeit erst im Angesicht dieser polnischen Sehnsucht. Lasse man doch diesem alten ritterlichen Volk ruhig sein Ideal, in der Überzeugung, daß auch viele andere Völker ihre Ideale haben, die niemals verwirklicht werden können. Sie bilden, lebt sich das Volk sonst in seine Geschicke ein, den melancholischen Unterklang seines Lebens, den Klang, der ein Volk vorwärtsreißt aus dem Alltag zur Sonne.

Die Lösung der polnischen Frage ist sofort wesentlich vereinfacht, wenn die Polen nationales Leben, meinetwegen auch nationalistisches Leben, und politischen Staat unterscheiden. Daß sie für den politischen Staat, trotz aller ihrer Fortschritte im letzten Jahrhundert, noch nicht reif sind, das bezeugen ihnen ihre besten Leute. Faßt man aber die Nation als die Ausprägung eines besonderen Volksgeistes, der auf Grund einer besonderen Geschichte geworden ist, so können und wollen wir den Polen dies nationale Sichauswirken nicht verkümmern. Und wir sind gewiß, daß sie, einmal streng geschieden vom Osten, mit Notwendigkeit immer tiefer zu uns kommen, je tiefer sie selbst ihr Eigenstes entdecken. In welchen staatsrechtlichen Formen sich dieser künftige Werdegang der polnischen Nation vollziehen wird, soll hier nicht untersucht werden. Wir haben da zunächst unser Interesse und das unseres österreichischen Bundesgenossen zu berücksichtigen. Je genauer die Polen erkennen, daß ihr ungestörtes nationales Dasein nicht unbedingt mit einer bestimmten Staatsform zusammengehört, desto weniger werden sie uns diese Stellungnahme verargen. Mit der Polenfrage zusammen muß die östliche Judenfrage gelöst werden. Wollen wir, daß jedes der beiden Völker sich eines gesicherten Daseins erfreut, so müssen wir die Juden vor den Polen sichern. Die Absicht, ein Volk auf das andere loszulassen, damit ein Volk das andere auffresse, liegt uns fern. Diese Sicherung der Juden wird freies Selbstverwaltungsrecht in national-jüdischen Angelegenheiten umfassen müssen. Die gleiche Sicherung wird immer den Ruthenen, den Litauern und anderen etwa in Betracht kommenden Stämmen gebühren. Was die Polen für sich verlangen, müssen sie auch den anderen gewähren. (Wir können diesen Ausführungen Grabowskys nur zustimmen. D. Red.)

Welt-Echo

Eine polnische Forderung einer Prozentnorm für die Juden an den Warschauer Hochschulen. Kaum sind die neuen polnischen Hochschulen in Warschau eröffnet, so erheben sich schon im Lager der polnischen Antisemiten Stimmen, die eine Beschränkung der Zahl der jüdischen Studenten an den polnischen Hochschulen fordern. Die jetzt unter dem Titel „Gazeta Poranna" erscheinende Zeitung, die früher als „Dwa Grosze" das Organ der antisemitischen Russophilen war, schreibt mit Bezug auf die jüdischen Studenten, die an den polnischen Hochschulen aufgenommen werden wollen: „In jedem Falle ist es eine Aufgabe von ungeheuerer Wichtigkeit, nicht bloß die Universität vor einem derartigen Ferment zu bewahren, sondern auch darauf zu achten, daß die Rechte der Christen an diesen Hochschulen nicht geschmälert werden. Mit anderen Worten: daß sie dort in einer Anzahl vertreten seien, die ihnen von Rechts wegen und entsprechend den Bevölkerungsverhältnissen zukommt." Diese von den polnischen Antisemiten erhobene Forderung nach einer Prozentnorm für jüdische Studenten nach russischem Muster wird von Seite der deutschen Verwaltung sicherlich keine Berücksichtigung finden. Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" hat in einem offiziellen Kommentar anläßlich der Eröffnung der polnischen Hochschulen ganz deutlich gesagt, daß die Warschauer Hochschulen keine Benachteiligung irgendeines Bevölkerungselements kennen werden.

„Die jüdischen Wühlereien". Die antisemitische russische Tageszeitung „Semschtschina" veröffentlicht einen Artikel, in dem erklärt wird, daß die Moskauer Unruhen und die liberalen „Treibereien" der Städtekonferenz in Moskau auf Wühlereien von jüdischer Seite zurückzuführen seien.

Russische Geistliche gegen die Gleichberechtigung der Juden. Die Kopenhagener „Jüdische Volksstimme" berichtet über eine in Kiew abgehaltene Konferenz der russischen Geistlichen im Kiewer Gouvernement, auf der der Beschluß gefaßt wurde, die Gleichberechtigung der Juden zu bekämpfen.

Neue jüdische Zeitungen. In Petersburg erscheint seit kurzer Zeit eine neue Tageszeitung in jüdischer Sprache, „Das Petrograder Togblatt"; zwei andere jüdische Zeitungen, der „Tog" in jüdischer und „Hachaim" in hebräischer Sprache werden demnächst herauskommen. — In New-York erscheint jetzt die hebräische Wochenschrift „Hauma", ferner wird dort vom hebräischen Lehrerverbande ein pädagogisches Organ „Hed-Hamore" herausgegeben. — Die Warschauer Tageszeitungen „Haint" und „Moment", sowie die hebräische Tageszeitung „Hazefirah" erscheinen ebenfalls wieder.

Noli me tangere! Dem New-Yorker „Jüdischen Tageblatt" wird aus London folgender Bericht telegraphiert: „Lord Robert Cecil, Unterstaatssekretär im Ministerium des Äußern, empfing dieser Tage den Redakteur der russischen Zeitung „Gazeta Kopejka", S. Gorodezki, dem er im Laufe einer längeren Unterredung über die russische Judenfrage nachstehende Erklärung gab: Die englische Regierung hat immer mit der Forderung einer völligen Emanzipation der russischen Juden sympathisiert, allein die Judenfrage ist eine innere Angelegenheit des russischen Reiches, in die wir, die Verbündeten Rußlands, uns nicht einmischen dürfen und wollen. Die Verbündeten respektieren sich gegenseitig und werden uns deshalb mit jeder Art der Lösung dieser Frage durch die russische Regierung zufrieden geben müssen."

Eine türkische Verordnung gegen Proselytenmacherei. In den letzten Jahren wurde wiederholt darüber Klage geführt, daß an den hauptsächlich von französischen Ordensgeistlichen geleiteten Schulen in der Türkei systematisch Proselyten geworben wurden. Das neue türkische Reglement über die Privatschulen enthält nun im Paragraph 37 folgende gesunde Bestimmung: „Es ist nicht erlaubt, die Schüler zur Teilnahme an dem Religionsunterricht einer fremden Konfession anzuregen oder zu verpflichten, deren religiösen Übungen beizuwohnen. Es ist weder erlaubt, die Schüler zu verhindern, an den Kursen teilzunehmen, weil sie den religiösen Zeremonien nicht beiwohnen, wie es auch nicht geduldet werden darf, daß die Schüler selbst aus eigenem Antrieb dem Gottesdienst einer anderen Konfession als der ihrigen beiwohnen."

Zionistische Arbeit in Deutschland. Aus dem Tätigkeitsbericht der „Zionistischen Vereinigung für Deutschland" geht hervor, daß die finanziellen Beiträge der deutschen Zionisten während des letzten Jahres, obwohl eine sehr große Zahl von Zionisten im Felde steht, den Betrag von fast 200.000 Mark ausmachen. Hiervon sind etwa 70.000 M. Hilfsgelder für Palästina, 60.000 M. Spenden für den Jüdischen Nationalfonds, 22.000 M. Beiträge für den Zionistischen Zentralfonds, 26.000 M. Unterstützungsgelder für die innerhalb Deutschlands durch den Krieg in Not geratenen Stammesgenossen, der Rest Schekel und Landesbeiträge.

Feuilleton

Eingemauert

Von S c h a l o m A s c h. Aus dem Jüdschen übersetzt von H u g o Z u c k e r m a n n. Aus seinem Nachlaß zum ersten Mal veröffentlicht.

In Feldeinsamkeit, weit hinter der Großstadt talumzogen lag die hohe düstere Festung, umgürtet mit gewaltigem Mauerwerk, die die Welt trennten von der Veste und weltlicher Luft den Weg verstellten.

Die Wälle umfloß ein breites Wasser und Nachts, wenn es ringsum so stille ward, hörte man die Fluten hart ans Tor pochen. Die Schläge hallten durch die Nacht und von weitem hörte sich's an, als müßte eine verzweifelte Mutter die Stirne gegen die Eisenriegel schlagen, die nackten Leiber ihrer Kinder auszubetteln, die man dort oben begraben . . . .

Im fernsten Winkel stand einsam ein finsterer Turm, dort lagen die Staatsverbrecher.

So hoch der Turm war, es gab keine leere Zelle. Die Gefangenen mußten häufig die Quartiere wechseln, um nicht mit den Nachbarn zu konspirieren. Sonst glich der Turm von außen einem Totenhause, nur lagen in seinen Löchern eingesargt lebende, blühende Menschen, unentrinnbar.

Jeder Arrestant lag den ganzen Tag auf der harten Pritsche und glotzte zum Verrücktwerden auf das Ofentürl.

Manche sahen durch einen Fensterspalt eine rote Kuh im Felde grasen und waren so erfüllt

von dem Anblick, daß sie glaubten, sie hätten nie im Leben etwas anderes gesehen.

Andere blickten trotzig dem Wächter ins Auge, der unermüdlich durchs Türfensterchen visitierte — doch kaum fiel die Nacht herab, da wards lebendig im Hause.

Über alle Wände lief hurtiges Pochen. So plauderten sie untereinander über allerlei Dinge, ohne daß der eine den andern sah, der Hörer gab's weiter, und das ganze Haus bekam Ohren und wispernde Zungen.

Freund fand sich zu Freund, Bruder zu Bruder.

Manchmal klappte ein harter Schritt über die Korridore, der schnitt die stumme Rede ab, und das große düstere Haus wurde taub und tot. So führte das Haus ein stummes Leben. Das Ohr war so fein ausgebildet, daß sie jedermanns Art am Klopfen erkannten, obs ein Guter oder ein Böser, ein schlichter Mann oder ein Studierter.

Sie konnten jede Miene aus dem Klopfen lesen, Weinen und Lachen.

Durch Klopfen sprachen sie sich Trost zu, wurden Freunde und gewannen sich lieb.

Doch oft bei Tag überkam's einem laut aufzuschreien oder vor sich hin zu sprechen, als wollte er ausproben, ob die Zunge nicht eingerostet.

Urplötzlich um Mitternacht als die Finger geheime Zwiesprach hielten, klang ein reines helles Lachen auf, aus junger Mädchenbrust.

Die Gefangenen hielten erschrocken inne und brachen das Klopfgespräch ab, als ginge ein Wunderbares durch den Turm. Sie warteten, als müsse jetzt etwas Niegehörtes laut werden. Vielleicht gar ein Kanonenschuß, aber wieder klingelte das Gelächter und durchlief das stumme Gemäuer, als hätte ein Toter plötzlich Atem und Stimme bekommen. Die Gefangenen packte es am Herzen.

Sie wollten schreien, aufschreien aus tiefster Brust, sie brachten aber keinen Ton von den verdorrten Lippen.

Das Lachen kam von einem Mädchen, sie war noch ein Kind, als man sie geradewegs von der Puppenstube herschleppte und konnte das Schreckliche noch nicht fassen. Wagemutig und eitelstolz, romantische Träume im Kinderherzen, war sie mit den Häschern hier eingezogen. Sie kam sich sehr wichtig vor, als Hauptperson eines Heldenromans.

Kaum aber sah sie sich allein, eingezwängt in ein Mauergeviert, kauerte sie sich ängstlich in einen Winkel, und ihr junges lebenslustiges Herz preßte eisiger Schrecken. Da fing sie an zu weinen, lautlos und schier ohne Ende und wußte nicht warum. Und als sie sich die Augen rot geweint, ward ihr leichter ums Herz. Sie fand ihre Heldenrolle wieder, ballte die Faust und reckte trotzig den Busen von der stolzgeschwellten Brust, als biete sie ihr Herz den Flintenkugeln. Und plötzlich fuhr ihr der Schelm in den Nacken, und wie sie sich in ihrer Kriegerpose kampfbereit einer verschimmelten Mauer gegenüber sah, mußte sie kindhaft herzlich aus vollem Halse lachen.

Der Wächter, der draußen am Gange Posten stand, trat rasch zur Tür und spähte durch den Schieber in die Zelle. Der Ausschnitt seines Gesichtes, den das Guckloch ihr zeigte, schien ihr komisch und sie lachte noch mehr.

Dem Wächter, der das blutjunge Menschenkind, (das einzige im Gefängnis) allein im trüben Gelaß sah, wie sie der Mauer entgegen lachte wie einem Spielkameraden, wurde weich ums Herz, und lächelte und aus seinem buschigen Barte, bis er sich an seine Pflicht erinnerte und wieder die strenge dienstliche Miene aufsetzte. Aber er konnte dem herzigen Ding nicht in das Gesicht sehen, wandte sich ab, und so war sein gewichtiges Einschreiten erfolglos.

Es war zum erstenmale, daß die strenge Zucht im Turme durchbrochen ward. (Schluß folgt.)

Gemeinden- u. Vereins-Echo

(Unsere Leser sind zur Einsendung von Mitteilungen aus Gemeinden und Vereinen und von Personalnachrichten, die in diesen Spalten gerne Aufnahme finden, höflichst eingeladen.)

München. Diesen Samstag findet in der Synagoge an der Herzog Maxstraße Predigt statt.

Augsburg. Patentanwalt Berthold Wassermann, vor kurzer Zeit zum kgl. preuß. Leutnant befördert, wurde ins kgl. preuß. Kriegsministerium berufen.

München. Der Privatdozent an der k. Universität München Dr. Harry Marcus wurde zum außerordentlichen Universitätsprofessor ernannt.

Pirmasens. Nach nur eintägiger Krankheit starb der langjährige Vorstand der israelitischen Kultusgemeinde, Rentner Jakob Drexler, im Alter von 82 Jahren.

München. Chanukafeiern. Letzten Samstag hielt der Verein „Bne-Jehuda" seinen Chanukaabend ab. R.-A. Dr. Eli Straus eröffnete die Feier mit einer zu Herzen gehenden Ansprache. Aus dem fast vollständig jüdisch gerichteten Programm ist besonders hervorzuheben die Rezitation des Herrn Schriftstellers Alexander Eliasberg: „Neïlo in der Hölle", die letzte veröffentlichte Arbeit des verstorbenen Dichters Perez (mit gütiger Erlaubnis des Übersetzers, Herrn Alexander Eliasberg, bringen wir diese chassidische Erzählung in einer der nächsten Nummern des Jüd. Echo. Die Red.), ferner die von Schriftsteller Josef Löwy innig und wirksam zum Vortrag gebrachten Gedichte: „Oj ihr klaine Lichtelach" von Moris Rosenfeld und „Das letzte Wort" von Ch. N. Bialik. Eine mit viel Jubel aufgenommene Überraschung war es, daß auch Herr Arnold Marlé, Mitglied der Münchener Kammerspiele, seine Kunst in den Dienst der guten Sache stellte. Mit bekannter Bravour ließ er Herzls „Menorah" vor dem geistigen Auge der Hörer erstehen und Rosenfelds „Jüdischer Mai" erntete geradezu frenetischen Beifall. Auch Fräulein Misch und die Herren Fleischer und Schorr trugen durch ihre sinnvollen jüdischen Gesänge zum schönen Gelingen des Festes bei. Die am Schluß im Chor gesungenen Lieder zeugen von der löblichen Absicht der Vereinsleitung, ihre Mitglieder dem Verständnis für jüdische Musik näher zu bringen. Im Ganzen war der Abend einer der abgerundetsten des ganzen Jahres. Der überaus gute Besuch (ca. 300 Personen) zeigt, daß unter der ostjüdischen Kolonie Münchens ein Bedürfnis nach gutjüdischen Veranstaltungen vorhanden ist. Der Reinertrag des Abends dient zur Gründung einer jüdischen Kinderbibliothek. — Nicht minder gelungen in ihrer Art war die Chanukafeier des „Jüdischen Wanderbundes Blau-Weiß" am Nachmittag des folgenden Sonntag. Durch die Anordnung im Saale war es gleich erkenntlich, daß es sich hier um ein Kinderfest handelt, wo die Erwachsenen gewissermaßen nur

die Draperie abgeben. Und als Kinderfest stellte die Veranstaltung etwas ungemein Erfreuliches und geradezu Begeisterndes dar. Der Wanderbund in München wächst, innerlich und äußerlich, das war die deutliche Empfindung dessen, der in die Seelen dieser ansehnlichen Schar munterer Knaben und Mädchen hineinsah. Wer Gelegenheit hatte, die Entwicklung des hiesigen Wanderbunds zu verfolgen, kann sich des sicheren Gefühles nicht enthalten, daß hier etwas ganz Neues und Starkes im Werden begriffen ist. — Von den reichhaltigen Darbietungen sind in erster Linie die beiden Tanzreigen hervorzuheben, von denen besonders der „Menorahtanz" eine sinnvolle und zugleich ästhetisch äußerst wirksame Erfindung war. Auf die Bedeutung des Festes wies Herr Dr. Raphael Straus in einer längeren Ansprache hin. Dem Kriegschanuka gewidmet war das zweiaktige Theaterstück des Führers Elias Steinberg, das von Wanderern vorzüglich aufgeführt wurde. Es schilderte ein stimmungsvolles „Lichtfest" im östlichen Kriegsgebiet. Viele heitere und ernste Gesangsvorträge und Deklamationen bildeten den angenhmen Rahmen der ganzen Veranstaltung. Am Schluß des ersten Teiles verteilte Fräulein Henny Feuchtwanger, die Seele des Wanderbunds, an besonders tüchtige Wanderer verschieden abgestufte Auszeichnungen, worunter die für eifriges Wandern ausgestellten Diplome besonders schön ausgestattet sind. Am Schlusse hielt Führer Steinberg eine hübsche, ermunternde Ansprache an alle Wanderer. Das Fest bedeutet einen großen Erfolg und Fortschritt in der Geschichte des Vereins. Das über Erwarten zahlreiche Publikum (ca. 300 Personen) quittierte alle Leistungen mit großem Beifall und äußerte allenthalben seine Dankbarkeit für die mühevolle Arbeit der Führerschaft.

Ludwigshafen a. Rh. Vor kurzem hielt unser israelitischer Frauenverein seine alljährliche Generalversammlung ab. Den Hauptpunkt der Tagesordnung bildete die Entgegennahme des Jahresberichts der „Kriegsnäh- und Strickschule", einer, wie der Name besagt, von den Zeitverhältnissen geborenen und von ideellen Triebkräften belebten Neuschöpfung, deren Leitung man Frau Oberbahnverwalter Bloch anvertraut hatte. Ein Rückblick auf die bisherige Tätigkeit der Nähstube beweist, daß auch die hiesigen jüdischen Frauen, die ihnen gestellten Aufgaben voll erfaßt haben und mit Liebe und Verständnis ihre Kräfte für das Wohl des Vaterlandes einsetzen. Fleißige Hände waren während des Jahres, sei es zuhause, sei es bei den allwöchentlich zweimal im Gemeindezimmer stattfindenden Kränzchen bemüht, Bekleidungsstücke aller Art, Hemden, Unterhosen, Socken, Kopf-, Brust-, Lungen- und Ohrenschützer, Leibbinden, Kniewärmer, Halstücher, Westen, Handschuhe und dergl. anzufertigen und in geschmackvoll-sinnigen Zusammenstellungen mit sonstigen Liebesgaben, Pakete und Kisten an einzelne Feldgraue oder auch für ganze Truppenteile zur Front hinauszusenden. Auch die notleidenden Ostpreußen wurden mit Liebesgaben bedacht. Neben dieser Fürsorge für unsere Soldaten vergaßen wir aber auch nicht die Unterstützung bedürftiger und vom Krieg betroffener einheimischer Frauen. Sie empfingen nicht nur direkte Spenden an Geld und Waren, sondern sie wurden auch in einer sozial gewiß höher zu wertenden Weise bedacht, nämlich durch Zuweisung von Handarbeit, die aus den zur Verfügung gestellten Geldmitteln gut entlohnt wurde. Die bisher entfaltete Tätigkeit kann hier natürlich nur in wenigen Strichen angedeutet werden. Ihr segensreicher Erfolg ist in erster Linie der unermüdlichen, aufopfernden und umsichtigen Leiterin der „Kriegsnähstube" zuzuschreiben. Den wohlverdienten Dank brachte während der Versammlung außer der Vereinsvorsitzenden, Frau Rosa Gimbel, auch Frau Melanie Meyer, ferner der Vorstand der israelitischen Kultusgemeinde, Kommerzienrat Wolff und Herr Lehrer Wetzler, zum Ausdruck. — Diesen kurzen Bericht beschließe der Wunsch, unser Verein möchte im zweiten Kriegsjahr seinen idealen Zweck in gleich ersprießlicher Weise verfolgen und im edlen Wettstreit mit anderen jüdischen Frauenvereinen seine Kräfte messen und die Ehre des Judentums hochhalten. E. G.

Vermächtnisse und Versicherungen zugunsten des Jüdischen Nationalfonds. Herausgegeben vom Hauptbureau des Jüd. Nationalfonds, Den Haag 1915.

Von den verschiedenen Seiten wurde der NF-Verwaltung die Anregung gegeben, die Propaganda für letztwillige Verfügungen zugunsten des Jüdischen Nationalfonds — sei es in Form von Vermächtnissen oder Lebensversicherungen — systematisch aufzunehmen und zu diesem Zwecke eine Propagandaschrift zu veröffentlichen. Bisher waren zwar vereinzelt schon große Schenkungen an den NF erfolgt. Die kriegerischen Ereignisse haben es indes bewirkt, daß viele Tausende, die früher nicht daran gedacht hatten, für das Wohl der jüdischen Allgemeinheit größere Geldmittel bereitzustellen, nunmehr allen Ernstes dazu entschlossen sind und sich nur darüber klar zu werden suchen, wie sie die verfügbaren Mittel am zweckmäßigsten verwenden. Diesem Bedürfnis entspricht die soeben vom Hauptbureau des Jüdischen Nationalfonds herausgegebene Broschüre „Vermächtnisse und Versicherungen zugunsten des Jüdischen Nationalfonds". Die Schrift wird allen opferwilligen Juden als Berater bei der Verwendung ihres Eigentums, soweit es nach ihrem Ableben der jüdischen Gesamtheit zugute kommen soll, willkommen sein. Hoffentlich belehrt die neue Broschüre recht viele darüber, daß der JNF die Unterstützung, der hier das Wort gesprochen wird, in hohem Maße verdient.

Druck und Verlag: B. Heller, Buchdruckerei, München, Herzog Maxstr. 4.
Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Max Mayer, München, Schwanthalerstr. 95; für den Anzeigenteil: H. W. Stöhr, München.